

Die Shoah erinnern

*Von Schuld, Verantwortung und Betroffenheit zur
aktiven Auseinandersetzung*

Ansprache von Dr. Jochen Rath (Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld)
am 15.09.2012 anlässlich der Enthüllung einer Gedenktafel in Bielefeld - Jöllenbeck
zum Gedenken an die jüdischen Unternehmer Wertheimer

Der jüdische Mystiker Baal Shem Tov lebte im 18. Jahrhundert in Osteuropa. Er prägte eine Weisheit, die zeitlos und allgemein gültig ist, aber im Zusammenhang mit dem Shoah-Gedenken völlig zu Recht immer wieder zitiert wird: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung, das Vergessen verlängert das Exil.“ [“Remembrance is the secret of redemption. Forgetfulness leads to exile”]

Wenn wir heute in Jöllenbeck an das Schicksal der Wertheimers und damit auch an *das* Verbrechen der deutschen Geschichte erinnern, die Shoah, den Holocaust, dann sind wir noch immer nahezu sprachlos, ringen um Worte, um Formulierungen angesichts eines unbegreiflichen Verbrechens an Menschen – Menschen, die Nachbarn waren, die Arbeit gaben und Steuern zahlten, Mitschülerinnen und –schüler waren, Vereinskameraden, vielleicht sogar Verwandte.

Und bei Gedenkfeiern und anderen Anlässen richten wir die mühsam gefundenen Worte der von uns empfundenen Betroffenheit in Reden und Schriften oftmals an dieselben Personenkreise. Und das ist nicht gut. Es fällt mitunter schwer, neues Interesse für dieses Gedenken zu wecken: Die Erlebnis-Generation wird immer kleiner, die Nachfolgenden stellen sich immer häufiger die Frage: „Was geht mich das an?“ Diese Frage muss beantwortet werden. Nicht immer gleich, sondern angepasst an die zunehmend größere Distanz zum historischen Verbrechen, angepasst an Gewohnheiten und Erfahrungen der Nachgeborenen.

Wie mag es gelingen, die Erinnerung an das Geschehene, das niemals geschehen durfte, aufrecht zu erhalten? Wie können wir dauerhaft das Schicksal der Wertheimers und der Jüdinnen und Juden aus Bielefeld in Erinnerung halten? Wie erreichen wir dabei nicht immer dieselben, sondern die Jüngeren, die Zugezogenen, diejenigen, die keine Schuld tragen können. Bücher, Aufsätze und Vorträge, Zeitungsberichte und Internetartikel, Gedenktafeln und Stolpersteine, Theaterinszenierungen, so vieles wird – gelegentlich auch in Kombination – getan, um die Erinnerung wach zu halten – all diese Formen sind berechtigt und richtig und erreichen eine interessierte Öffentlichkeit.

Wir dürfen dankbar sein, dass junge Menschen diese Feierstunde unterstützen. Doch sie tun dieses nicht, weil sie als junge Deutsche eine eigene Schuld am Verbrechen tragen oder eine wie auch immer geartete Verantwortung dafür tragen oder eine unmittelbare Betroffenheit fühlen. Sie tun dieses aus einer anderen Motivation, denn sie werden eines Tages verantwortlich dafür sein, dass eben nicht vergessen, sondern erinnert wird, und zwar ohne persönliches Schuldgefühl, ohne direkte Verantwortung oder Betroffenheit. Zukünftig wird es um die aktive Auseinandersetzung mit dem Geschehenen gehen

müssen. Die Schülerinnen und Schüler müssen zukünftig selbständig erfahren und nachvollziehen können, wie es zu diesem Verbrechen kommen konnte, als Nachbarn nicht mehr Nachbarn sein durften, Mitschüler die Klasse verlassen mussten und der Vereinskamerad nicht mehr zum Training kam.

Das Erinnern, das Gedenken an den Holocaust hat Wandlungen durchgemacht. Unmittelbar nach Kriegsende fand die Aufarbeitung vor allem über die juristische Ermittlung und Bestrafung der Täter statt – es war leicht, auf diese zu zeigen und danach permanent eine Schlussstrich-Debatte zu entfachen. Und es war und ist gut, genau diesen Forderungen nicht nachgekommen zu sein. Die unterschiedlichsten Formen des Gedenkens hat es in den vergangenen Jahrzehnten gegeben, sie überlagerten sich, lösten einander ab, manche blieben bestehen, weil sie richtig waren, als angemessen empfunden wurden. Alle Formen hatten ihre Zeit, jede Form hatte ihre Berechtigung, keine war falsch. Und zukünftig wird es andere Formen des Gedenkens geben, die wir vielleicht nicht einmal erahnen, die subtil sind und auf manchen zunächst provokant wirken, wie z.B. die nicht unumstrittenen Stolpersteine.

In der letzten August-Ausgabe der „Die Zeit“ berichtet der Chefredakteur Bernd Ulrich im Artikel „Wer sind wir, heute?“ u. a. über einen Streit mit seinem 15jährigen Sohn über die 1841 gedichtete erste Strophe der deutschen Nationalhymne: „Er findet sie nicht so schlimm, ich finde dieses Deutschland, Deutschland über alles einfach scheußlich. Das musst du im historischen Kontext sehen, erwidert er, das wurde als Reaktion auf das uneinige Vaterland gedichtet. Ja, gebe ich zu, aber die Nazis haben den Text missbraucht. Daraufhin sagt er nur: „A-U-T-O-B-A-H-N“, dabei betont er das Wort wie für einen Schwerhörigen. Ich frage: „Wieso Autobahn?“ – „Na“, sagt er, „die Nazis haben auch Autobahnen gebaut und das Wort benutzt, und trotzdem sagen wir heute Autobahn.“ Ich setze nicht mehr nach, denn eines wird mir klar, mehr an der Tonlage als am Wortlaut unseres Gesprächs: Das Vergangenheitspäckchen, das ich einst bekommen habe, werde ich nicht mit dem exakt demselben Inhalt und demselben Gewicht weitergeben können.“

Auch wenn mir persönlich der entspannte Umgang mit der 1. Strophe auch nicht gefällt, so muss ich Bernd Ulrich in seiner Quintessenz zustimmen: „Das Vergangenheitspäckchen, das ich einst bekommen habe, werde ich nicht mit dem exakt demselben Inhalt und demselben Gewicht weitergeben können.“ Wer als junger Mensch heute über die Shoah spricht, sich mit ihr beschäftigt, wird dieses anders tun als noch vor 30 Jahren, vor 40, vor 60 Jahren. Ja, das Päckchen wird heute anders gepackt, und ja, es ist anscheinend leichter geworden. Es fehlt die große Last der Schuld, der persönlichen Schuld, des Schuldempfindens, aber es drückt dennoch, wenn auch nicht ständig.

Die Nachgeborenen tragen keine Schuld am Verbrechen, sie tragen keine Mitverantwortung für die Entscheidungen und Taten von 1933 bis 1945. Aber dennoch tragen sie Verantwortung, eine andere freilich: Sie tragen die Verantwortung, dass die Erinnerung nicht vergeht, dass sie aufrechterhalten und dabei nicht zum bloßen Ritual wird. Genau dieses wird die immerwährende Aufgabe für uns und euch bleiben: Das Erinnern in neuen Formen fortwährend weiter zu entwickeln, so wie es in den letzten Jahrzehnten geschehen ist. Vielleicht bietet gerade die zeitliche Distanz und persönliche Schuldlosigkeit auch eine Chance, andere, aktive Zugänge zu finden.

Vor allem aber fällt euch die Aufgabe zu, aufgrund eurer aktiven Unterrichts-Erfahrungen mit den Formen der Ausgrenzung und Vernichtung wiederum jenen entgegenzutreten, die die Shoah unqualifiziert verharmlosen, politisch motiviert relativieren, unangemessene Vergleiche ziehen. Wir dürfen es gemeinsam mit euch nicht zulassen, dass Ewiggestrige das unvermeidbare „Schlussstrich“-Argument in unregelmäßigen Abständen aus der Mottenkiste hervorholen, eine in diesem Zusammenhang unangebrachte Israel-Debatte entfachen, oder Massenverfolgungen anderer Diktaturen heranziehen, um die Auseinandersetzung mit der Shoah zu beenden, sie mit anderen Vorgängen vermengen oder in eine andere Richtung zu lenken. Diese große Aufgabe werdet ihr lösen, wenn ihr euch mit der Geschichte des Nationalsozialismus „vor Ort“ beschäftigt habt.

Gedenkstätten, Museen und Archive ermöglichen genau diesen Zugang zur aktiven Auseinandersetzung mit der Juden-Verfolgung. Wo früher vielleicht das Verfolgungsgeschehen in fundierten Texten und Ausstellungen vorgestellt wurde, ermöglichen heute pädagogisch abgestimmte Programme und Einzelprojekte den individuellen Zugang zur Geschichte. Die Erfahrungen mit originalen Dokumenten aus der NS-Zeit sind für viele Schülerinnen und Schüler neu.

Das gemeinsame Herausarbeiten der lokalen Ereignisse auch hier in Jöllenberg, das Erkennen diskriminierender Inhalte, das Verstehen einer bürokratisch-nüchternen Sprache des sog. Dritten Reiches – der *lingua tertii imperii* –, die mit verharmlosenden Begriffen *das* Menschheitsverbrechen tarnte – all dieses sind Erfahrungen, die vorformulierte Texte kaum leisten können. Und auch unvermeidliche Fehlinterpretationen, irrige Deutungen der Originaldokumente helfen dem gemeinsamen Verstehen. Und wenn diese Dokumente noch den lokalen Bezug herstellen können, dann fällt die Auseinandersetzung möglicherweise noch leichter. „Was geht mich das an?“ – dieser Satz kommt eventuell eher von den Lippen, wenn Schulbücher Verfolgungsschicksale der 1930/40er Jahre aus Würzburg, Berlin oder Neumünster darstellen. Wie anders aber sieht es aus, wenn wir – auch Dank der akribischen Forschungsarbeiten von Herrn Wittenberg und anderer – lokale Beispiele untersuchen und nachvollziehen können, wie das der Wertheimers und der vielen anderen jüdischen Menschen aus Bielefeld.

Die Formen der Ausgrenzung, die Durchsetzung diskriminierender Gesetze in Jöllenberg und Bielefeld sind in den Verwaltungsunterlagen und Zeitungen dokumentiert worden, die heute z.B. in Archiven eingesehen werden können: Boykotte, berufliche und soziale Ausgrenzung, „Arisierungen“, die Annahme der Zwangsvornamen „Israel“ und „Sara“, das Zusammenpferchen in den sog. Judenhäusern, das Tragen des „Gelben Sterns“, der Pogrom in Bielefeld im November 1938 und bereits ein erster einen Monat zuvor –, die Enteignung jüdischen Vermögens und schließlich die Deportationen nach Riga, Auschwitz und Theresienstadt, Tod durch Arbeit, Hunger und Gas.

Volkhard Knigge, seit 1994 Leiter der Gedenkstätte Buchenwald und gebürtig aus Jöllenberg, hat vor zwei Jahren geäußert: „Über Betroffenheit erreicht man niemanden.“ Schüler, die hier bis zu fünf Tage verbringen, arbeiten stattdessen an historischem Material, forschend, im Archiv. „Die denken, hier müsse man demütig in die Knie gehen, und machen große Augen, wenn sie merken, dass es um etwas ganz anderes geht.“ Volkhard Knigge beschreibt hier einen weiteren, für Archive vielleicht nicht völlig neuen

Zugang zur Verfolgungs-Geschichte. Es geht um aktive Auseinandersetzung, nicht um bloße Betroffenheit.

Wie konnte eine moderne Gesellschaft in Deutschland zu solch einem Verbrechen gelangen? Wie ging das konkret vor sich, in Bielefeld, in Jöllenbeck? Wie arbeitete eine Verwaltung vor Ort, um die Arisierung zu organisieren, den Umzug in Judenhäuser, die Deportationen, die Enteignung? Was bringt einen Bielefelder Standesbeamten 1939 dazu, einem Juden schriftlich mit Anzeige zu drohen, weil dieser die Frist zur Anmeldung des Zwangsvornamens „Israel“ versäumt habe? Wie pflichtgetreu als Beamter muss man sein, um dieses Schreiben an den Lagerkommandanten des Konzentrationslagers Buchenwald zu senden, wo der Verfolgte inhaftiert war? Ist das reine Paragraphenhörigkeit oder ist das innere, vielleicht sogar antisemitische Überzeugung gepaart mit bürokratischer Gehässigkeit? Wo endet das Werk des Regimes und der Ideologie, wo beginnt der individuelle Beitrag des Standesbeamten? Ich habe versucht, von der Tochter des Beamten mehr zu erfahren – es ist mir nicht gelungen. Vielleicht sollte ich die Enkelkinder befragen, die keinen direkten Bezug zum Großvater haben.

Denn die zeitliche Distanz ermöglicht einen weiteren Umgang mit Geschichte: In der Vergangenheit geschah die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus und dem von Deutschland entfachten Zweiten Weltkrieg über eine andere Art der persönliche Betroffenheit: Der Vater/Großvater bei der Wehrmacht, die Eltern/Großeltern in den Bombennächten, bei Flucht und Vertreibung und unter der Besatzung. Dieses forderte eine bis in die 1990er Jahre hinein enorme Leistung, wenn es wiederum um die notwendige pädagogische Aufarbeitung der Shoah ging: Wie konnten diese Menschen in Verbrechen verstrickt, nicht mehr nur Opfer sein, sondern vielleicht auch Täter oder hilflose Beobachter? Dieses Entsolidarisierungsdilemma stellt sich heute kaum noch. Die zunehmende zeitliche Distanz verringert den Betroffenheits-Bezug zur Tätergeschichte, die Täterperspektive ist leichter einzunehmen, und gleichzeitig auch die der Opfer.

Mit Vergessen hat das freilich wenig zu tun – im Gegenteil. Geschichte kann nunmehr unbefangener verstanden werden ohne die Barrieren familialer Solidarisierungsreflexe nach der Devise „Mein Großvater kann so etwas nicht getan haben“. Dieses belegen auch Befragungen verschiedener Altersgruppen. Der Aussage „Meine Familie hat sich während der NS-Zeit nichts zuschulden kommen lassen“ stimmen bei den über 45-jährigen noch 78 % zu, bei den 20- bis 44-jährigen nur noch 68 %, bei den 14- bis 19-jährigen nur noch 56 %. Offensichtlich kann die jüngere Generation reflektierter, neutraler mit diesen Fragestellungen umgehen ohne umgehend in eine Rechtfertigungsnot zu geraten.

Das heißt, dass das eigentlich Unfassbare der NS-Zeit, was lange Zeit auf eine Minderheit der Deutschen abgewälzt werden konnte, mit größer werdendem zeitlichem Abstand auf lokaler Ebene immer stärker denkbar wird und anhand der Dokumente nachvollzogen werden kann: Wie konnte es dazu auch in Bielefeld und Jöllenbeck kommen, wer wusste wovon, wer hat die Ausgrenzung gesehen, wer war wie woran beteiligt, wer konnte von den Vorgängen profitieren, was hatte man gewusst oder erahnt? Vieles hatte sich hier abgespielt: Verdrängung aus Berufs-, Vereins- und Wirtschaftsleben, Ausgrenzung aus dem gesellschaftlichen Leben, Boykott und Arisierung, Verbote – da kann niemand allen Ernstes sagen: „Davon habe ich nichts gewusst!“

Dass Menschen durch Arbeit, Hunger, Gewalt, Erschießungen und Gas ermordet wurden, ja, vielleicht wussten sie hiervon tatsächlich nichts Konkretes, sie verfügten über Andeutungen, die so ungeheuerlich waren, dass es nicht zu glauben war und man auch nicht öffentlich darüber sprach. Aber was konnten die Menschen wissen, was konnten sie erahnen aufgrund von Gerüchten und Geflüster im Dorf, von Bemerkungen von Frontsoldaten, aus alliierten Flugblättern?

Im Juli 1944 schrieb der Bürgermeister von Bückeberg wegen Haftungsfragen beim jüdischen Friedhof an das Reichssicherheitshauptamt: „Die Juden, die an dem hiesigen jüdischen Friedhof interessiert waren, sind schon vor Jahren samt und sonders abtransportiert worden und zum größten Teil wahrscheinlich nicht mehr am Leben. Ansprüche der Eigentümer gegen das Reich oder die Gemeinde könnten nur gestellt werden, wenn einer dieser Juden nach hier zurückkehrte. Da die Juden Reichsfeinde sind, setzte eine Rückkehr voraus, daß ein nationalsozialistischer Staat nicht mehr besteht. Zuvor würde man zweifellos uns allen das Genick umdrehen.“

Ein Bürgermeister von Bückeberg steht in der NS-Hierarchie sicherlich nicht sehr weit oben, und dennoch spricht er sehr freimütig und einer bemerkenswerten Konsequenz einen monströsen Vorgang an. Inzwischen kennen wir hinreichend Aussagen und Dokumente, die auf eine weitverbreitete Ahnung der Massenvernichtung hinweisen, auch wenn kein öffentlicher Diskurs stattfand. Doch man brauchte bei verschiedenen Reden Hitlers, Himmlers und anderer gar nicht einmal genau hinhören, um die unverhohlene Vernichtungs-Drohung zu hören, die in perfider Weise Realität wurde.

Die Gebrüder Wertheimer waren seit 1933 verschiedenen von Menschen ausgelöst und in Schwung gehaltenen Mechanismen der Ausgrenzung und Verfolgung ausgesetzt – das wissen wir. Wie wir dieses Wissen erweitern und permanent erneuern können, das wird Aufgabe der jungen Menschen sein – es geht euch doch etwas an.

Wir dürfen dankbar sein, dass es in unserer Mitte, in Jöllenbeck, in Bielefeld Menschen und Einrichtungen gibt, die das schleichende Vergessen verhindern und an des Geschehene, was niemals geschehen durfte, aktiv erinnern: „Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung, das Vergessen verlängert das Exil.“